



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 11.

Montag, den 8. März 1915.

Erscheint jeden Montag.

Mein Vetter, der Colonel.

Von Kurt Martens.

(Nachdruck verboten.)

Als ich vor einigen Jahren in der Nähe von Dresden lebte, sagte ich unermüdet unser Vetter Gaston de Santege bei uns an. Ich hatte bisher nichts weiter von ihm gehört, als daß seine Großmutter, eine Deutsche, die Schwester der meinen gewesen war, und daß er als Colonel ein Infanterie-Regiment in irgend einer kleinen Stadt der Provence kommandierte. Wie er mir schrieb, wollte er mit seiner Familie den Winter in Dresden verbringen, um endlich einmal seine Verwandten kennen zu lernen und sich zugleich in der deutschen Sprache zu vervollständigen.

Es war Ende Oktober, da holte ich ihn am Tage ab. Zu unserer Vermunderung und zur großen Sicherheit der Wohnung einlegten dem Abteil drei obenverkauft ausgestattete Nordpolschlitten. Gaston, seine Frau und sein vierzehnjähriger Sohn waren nämlich bis über die Ohren in lange, zottige Automobilmäntel gehüllt, trugen hohe, warmgefütterte Stiefel und spitz Dierfellmäntel. Nachdem sie die überflüssigen Gefechter aus der Vermummung herausgeschüttelt und sich der Frühlingsluft entledigt hatten, begrüßten sie mich mit angenehmer Herzlichkeit und äußerten ihre Lieberlichkeit darüber, daß wir im Herbst zehn Grad Wärme statt zwanzig Grad Kälte hätten, beklagten sich aber bitter über die spöttischen Blicke des deutschen Publikums, unter denen ihre Pelze von der Grenze an bis Dresden ununterbrochen zu leiden gehabt hätten.

Wir wurden bald gute Freunde; auch Stadt und Land gefielen ihnen mit jedem Tage besser. Immerhin dauerte es eine geraume Weile, bis sie sich überzeugten, daß das Königreich Sachsen eigentlich mehr Ähnlichkeit mit Frankreich habe als mit Sibirien. Wadame zum Beispiel war außer mit dem Jodelschrei, der nun als überflüssig im Schranke hing, nur mit zwei derben, braunwollenen Hausschuhen versehen — vom billigsten Schnitt, um unter der deutschen Frauenwelt nur ja nicht als herausgehoben aufzufallen! — ihr einziger Hut schien eher aus Korb als aus Paris zu stammen, und auch Gaston selbst trug ein mahres Räuberhütchen, dem nur die unvermeidliche Mütze der Ehrenlegion eine gewisse epöische Würde verlieh. Sie wunderten sich sehr, daß es in Deutschland behagliche Wohnungen, ja sogar glänzende Paläste gab, und daß man in den billigsten Wirtschaften ebenjogut oder vielmehr besser speiste als in den Restaurants des südlichen Frankreich.

Wir kamen fast täglich zusammen. Nicht ohne patriotischen Stolz führte ich meine Gäste in den Straßen der Stadt und in den hübschen Villen-Vororten spazieren. Auf Touren ins Elbsandsteingebirge bewunderten sie die blinkenden Ortschaften, das hübsche Schandau und die drohend hingelagerte feste Königstein. Als der Dezember kam, waren die Santege in der Dresdener Gesellschaft schon wie zu Hause, überall mit vollkommener Höflichkeit und gastlicher Seite aufgenommen, und als Brüder bei uns auf der Königshöhe die Kugelbahn in Betrieb kam, da kauften die lustige Kuriere, der überhaupt noch niemals Schnee gesehen hatte, mit seinen deutschen Schulfreunden jubelnd zu Tale. Die deutschen Antiquitäten, so besaßte er immer wieder, seien wunderbarerweise die schönsten von der Welt.

Nur allem fehlte den Colonel natürlich der Anblick unserer Truppen. In den ersten Tagen spöttelte er noch. Die Mannschaften waren ihm zu ungeschickt, die Offiziere zu herrlich. Eine Parade, der er in unserer Gesellschaft bewohnte, faszinierte ihn schon nachdenklicher, wenn ihm auch der Sinn eines strammen Parade-märsches durchaus nicht einleuchten wollte. Als er dann aber einzelne Offiziere persönlich kennen lernen, sich über militärische Fragen offen mit ihnen aussprach, die Katernen besah, dem Ausbildungswesen zuhause, da veränderte sich binnen kurzem sein ganzes Wesen. Unter der Decke von französischer Blague und Selbstzufriedenheit kam ein ernster, gegen sich selbst wie gegen jenen Vetter sehr strenger, nach Vollkommenheit strebender Charakter, eine durch und durch soldatische Natur zum Vorschein.

Es packte ihn eine wahre Eier nach immer neuen militärischen Eindrücken und Erfahrungen. Wo es etwas vom bunten Wack zu sehen gab, da war der Colonel de Santege zu finden.

„Ich bin kein Spion!“ pflegte er stolz zu betonen. „Ich bestimme einen Paß von der Poststadt und habe mich beim Stadtkommandanten gemeldet. Aber alles, was nur erlaubt ist, will ich sehen von dieser merkwürdigen Truppenmacht, de cette force curieuse et inouïe. Ich bitte Euch, stellt mich vor, führt mich ein, wo es immer nur möglich ist.“ Wir taten gern, was in unseren Kräften stand — ihn zu liebe, besonders aber, weil es schon im Frieden sich empfiehlt, dem Feind die eigene Truppenmacht und überlegene Kultur vor Augen zu führen.

Ein Erlebnis vor allem schien es ihm angetan zu haben — denn ein Erlebnis war es in der Tat für ihn —, es erregte ihn so heftig, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Der Kommandeur des Schützenregimentes hatte ihn zu einem größeren Kasino-Abend eingeladen. Er tat einen Blick in den Geist des deutschen Offizierkorps, das er als Nationalist vom reinsten Wasser hatte, nun wieder Willen bewundern mußte, und wohl von diesem Tage an zu fürchten begann. Bei der zweiten Glöckle Selbst brach sich das nervöse Temperament des bei aller Klugheit so offenerbigen Gefühlsmenschen plötzlich Bahn. Sein anfangs leichtes Geplauder ging in lebhaftes Rede über, steigerte sich schließlich zu leidenschaftlichen Anklagen — Anklagen gegen die eigene Armee. Gaston de Santege beäugelte sich als Papst, als guten Katholiken und als eifrigen Anhänger der Militärpartei. Er ironisierte die Republik mit ihren schwarz-roten Kriegsinministern, sprach erbittert von den sozialistischen Generalen, mit denen er sich herumzusprechen hätte, wie sie ihm den Befehl der Wesse verdrießen wollten als einer Demonstration gegen das kirchenfeindliche Staatswesen, wie sie ihn als verächtlich frommen, unvollständigen Aristokraten nach dem Sündenstrafversteht und ihm nur sehr ungern den Urlaub nach Deutsch-

land bewilligt hätten. „Ihr dagegen“, rief er in zorniger Klage. „Ihr habt Euren Kaiser! Ihr habt den Esprit de Corps, Ihr habt die unerlöschliche Disziplin der Mannschaften, Euer Volk hat noch den Glauben an Gott und die eigene Kraft — mit einem Wort: Ihr und Euer Volk habt alles!“ — Alles? — Was verstand er darunter? Nun, dies eben war es, was ihn so erschütterte, ohne daß er das Letzte und Beste aussprechen wagte: Ihr habt bereits die Gewißheit des Sieges!

Es war Ende November vorigen Jahres, im vierten Kriegsmonat, da hielt ich mich wieder einige Tage in Dresden auf. Ein Major vom Kriegsministerium, den ich kannte, sagte mir geschwätzweise, daß er in den nächsten Tagen auf dem Königstein dienstlich zu tun habe.

„Und wissen Sie auch“, fügte er hinzu, „wer jetzt dort oben mit den anderen französischen und russischen Divisionen gefangen liegt? Ihr Vetter, der Colonel de Santege!“

„Nicht möglich! Scherzen Sie? Liegt auch kein Irrtum vor?“

„Im Ernst! Ich habe mich auch schon vergewissert und unsere Listen nochmals nachgesehen: Colonel Gaston de Santege vom 160. Infanterie-Regiment; leicht verwundet, gefangen bei Armentières.“



An den Masurenischen Seen.

Sunartige Mäden sieden und trüben
Leber verknöchertes Heidefeld.
Träumende Stützen marren und ächzen
In dem trauernden Waldbehang.
Tausend und abertausend Schritte
Sankten hier ihren letzten Schlaf,
Freunde und Feinde, Fußvolk und Reiter,
Die hier die todtliche Kugel traf.

Landchaft Masuren, bei deinem Namen
Seht ich und best die deutsche Brut:
Freundliche Scharen, die zu uns kamen,
Sühnten mit Tode die freie Luft.
Uns zu beböhen mit Genen und Morden,
Gleichjam Räubern in finstlicher Nacht,
Kuhland, beinen entmenschten Sorden
Ward in Masuren der Garaus gemacht.

Darum, solange noch Stürme jagen
Leber die Seen weit und breit.
Wird der Name Sündenbura ragen
Als eine Leuchte aus eiserner Zeit.
Lange noch wird die Sage jagen,
Was hier deutsche Seelen vollbracht
In verwegener, blutigem Wingen,
Von der männermordenden Schlacht.

Friedrich Quehl.



„Kann ich ihn besuchen?“
„Will sehen, was sich machen läßt. Es ginge höchstens in mehr Begleitung.“

Der Besuch wurde mir gestattet, unter der Bedingung, daß ich dem insipiden Major nicht von der Seite weiche und mir die Kontrolle des Besuchs gefallen ließe.

Als wir vom Dorf Königstein den steilen Weg zur Festung hinaufkamen, überfiel mich ein zweifelhafte Gefühl des Mitleids und der Genugtuung. Vetter Gaston hätte sich das vor drei Jahren gewiß nicht träumen lassen, daß er seine Partie in die Schicksale Schweiz so unfreiwillig wiederholen würde. Nun war er erst in Wahrheit unser Feind, wenn auch nur in einem fernen politischen Sinne — als lebenswerter Mensch um so mehr zu bedauern.

Düster stieg über dem düstern Föhrenwald der langgestreckte, maffige Sandsteinblock mit seinen Rafamatten, seinen tegelförmigen Wachtürmen und dem kalten grauen Häuferrast, hinter dessen vergitterten Fensterchen sich nun die sverren Russen und Franzosen über ihr verhängnisvolles Bündnis unterhalten konnten.

Auf dem Wollgang längs der starken, steinernen Brustwehr bummelten sie paarweise, die Hände in den Pumphöfen vergraben, schwach und hin und her, oder standen in Gruppen beieinander auf der wellig erhabenen Grasfläche des Plateaus, halb gelangweilt und halb schneidig hinab in das von Föhren, Jüden und Bergnügungs-dampfern froh belebte Elbtal blickend.

Der Colonel de Santege war mit einem Kameraden gleichen Ranges in einem Zimmer der Georgenburg, des ehemaligen Staatsgefängnisses, untergebracht.

„Die Herren haben sich wahrhaftig nicht zu beklagen“, bemerkte lächelnd der Major. „Sie wohnen ganz komfortabel. Von den Generalen hat jeder sogar sein eigenes Gemach nebst ajnweirsamem Bedienung.“ Und dennoch lächelte ich mich nun fast beßhämmt, uneren ganz Gaston in seiner jetzigen Lage gemüßrausen mit der Siegemeine entgegenzutreten.

Gern, er freute sich, mich wiederzusehen, tat wenigstens höflicherweise so, als ob es ihm ein aufrechtiges Vergnügen wäre, aber ich merkte dabei sofort, wie es um ihn stand: daß er völlig niedergebrosen war. Ledmüde, oft und grau gemordet, id, appie er sich vorwärts, stand dann auf einen Krückstock ge-

stützt sahm und gebeugt vor uns und hatte Tränen in den Augen.

Verbindlich lud ihn der Major zum Essen ein. Der andere Colonel, im hinteren Grunde des Zimmers, mit seinen Briefen beschäftigt, entfernte sich rücksichtslos, sobald er bemerkte, daß es sich um einen Privatbesuch handelte.

Ich erkundigte mich nach dem Weinden seiner Familie. Er hatte über Genz Nachrichten von ihr; sie beand sich in Nizza, leidlich wohl.

„Ach — aber mein Lucien, mein Kleiner, mein Einziger!“ fügte er, mit den Tränen lämpfend, hinzu. „Ich werde ihn vor Friedensschluß nicht wiedersehen, vielleicht auch niemals, niemals wieder! Er gehört nun schon zu den Siebzehnjährigen und muß zum Frühjahr mit den letzten Klassen ins Feld.“

„Vielleicht wird es nicht soweit kommen“, versuchte der Major zu trösten. „Auf beiden Seiten hoffen wir ja, daß es vielleicht schon vorher zum Frieden kommt.“

Gaston schüttelte hoffnungslos den Kopf. „So rasch wird sich unser Frankreich nicht ergeben. Es wird kämpfen bis zum letzten Mann.“

„Und Ihre Verwundung?“ lenkte ich ab, auf den lahmten Krückstock deutend.

„Nicht der Rede wert. Ich freue mich, daß ich wenigstens nicht ganz unverletzt in die Hände des Feindes gefallen bin. Die Schande wäre sonst noch größer gewesen.“

„Es ist keine Schande...“

„Doch — o doch! Ein Kommandeur an der Spitze seines Regiments! Bis zum äußersten, bis zum letzten Blutstropfen hätte man sich wehren müssen! Wir waren unzingelt... trotzdem wäre es noch möglich gewesen, wenn nicht... wenn ich in mir selbst... aber ich will es Ihnen erklären; denn Sie, mein Herr Vetter, haben, wenn ich es recht bedenke, auch Ihr Teil dazu beigetragen.“

„Ich! Ein harmloser Zivilist?“

„Ja, Sie! Sie als der gefällige Freund und Führer, der mir die Bekanntschaft mit Deutschland und dem deutschen Nichts so eilig vermittelt! Beachten Sie wohl: ich wußte noch nichts von Ihrem Lande, bevor ich damals zu Ihnen kam. Ich konnte weder nicht Recht haben vor dem Zustand der eigenen Arme, immerhin glaube ich hoffte ich, sie sei der deutschen noch aberbüßig. Diesen heilsamen Irrtum hat mir der Umgang mit Ihnen, mit der deutschen Gesellschaft gründlich zerstört. Von dem Tage an, wo ich nach meiner Garnison zurückkehrte, war ich verzweifelt — ja, damals schon verzweifelt und niedergebrot von Angst. Wenn je der Krieg kommt, so lagte ich mir, werden diese Deutschen, so wie ich sie kennen gelernt habe, uns überrennen, überschwemmen, sich in uns verbeissen, hartnäckig, zäh und unerbittlich wie ein wundervolles wildes Tier. Ich sage: wundervoll, weil ich es — ach! leider, leider! — so fühlte. Denn dies ist das Schrecklichste von allem. Ich habe mich in Euer deutsches Wesen verliebt, so wie man Hals über Kopf, zum eigenen Entsetzen, in die Fallstricke einer Frau gerät, die man doch hassen und verachten möchte, ja, ganz wie in ein fremdes, rätselhaftes Weib, das einem auf einmal jünger, schöner, raffiger vorkommt als das eigene. Ich gehe Frankreich mit Leib und Seele, ich bete sie an, meine geliebte Marianne, wenn sie auch zugeht noch die Jakobinerhüte trägt; euer Deutschland aber hat mich irre gemacht an ihr. Und dann, als der Krieg kam, mitten in der Schlacht, da habe ich die Treue gebrochen und habe mich auch überließert — ohne Not. Es ist aus! Ich sag mir, als ich auch vor mir sah. Alles ist aus! Sie ist unwiderstehlich, diese Macht. Wozuf, ich meier ihrer zu erwachen! Sie ist ich in er, gewaltiger, festschaffer als jede Macht der Erde. Ich liebe, ach, ich liebe sie, die meine Feindin ist! Schon lange gehört ihr meine ganze Seele; so soll sie denn auch noch das Letzte von mir nehmen — was liegt daran! Es ist wahr, meine Kameraden hatten mich schon lange im Verdacht; sie warnen mich vor dem deutschen Blut in meinen Adern und fanden immer, daß ich mit unerdriickter Zuneigung von Deutschland spräche. Aber das ist nicht! Wieviele unter uns sind deutscher Abstammung! Nur wenn sie Deutschland und die deutschen Soldaten so kennen wie ich, werden sie ähnlich fühlen... Kein anderer aber kann so wie ich darunter leiden. Denn es ist eine Sehnsucht, die mich peinigt, ein ewiges Heimweh nach dem Lande, in dem ich nun gefangen bin!“

„Sie werden zurückkehren nach Ihrem Frankreich“, sagte leise der Major.

„Ja, ich werde und ich will. Wie aber wird man mich empfangen? Man wird es wissen, oder doch ahnen, daß ich mich ohne Not ergeben habe, und wird mich brandmarken — vielleicht mit Recht. Und ich selbst werde mich nicht me, achten können, weil ich alle weiß, wie schlimm es um mich steht. Ich werde mein Vaterland Frankreich verloren haben, und das andere ist mir auf ewig unerreicher!“

Ein innerliches, trübseliges Weinen schüttelte seinen armen, abgebehrten Körper. Erbarungs würdig erschien mir dieser ehemals so stolze ehrenfeste Offizier, der in einem tiefsten Sinne gefangen lag als irgendeiner seiner immer noch ganz zuversichtlichen Kameraden. Wir wußten ihn nicht mehr zu sagen, schüttelten ihm nur stumm die Hand und ließen ihn allein mit seinem fallungslosen Gram. — Es ist übrigens nicht der einzige seiner Art“, sagte draußen mein Begleiter zu mir. „Ich habe schon manden Gefangenen gekannt, der, wenn auch unbesetzt, Deutschland mit gleichem Interesse und mit wachsender Zuneigung betrachtete wie dieser Colonel. Dort in den Schlingengärten, in ihrem eigenen Lande, fangen sie bereits an, sich mit den Unfrigen zu verdrängen. Fast hat es den Ansehen, als würde die ruppelköpfige Marianne doch noch Barmut annehmen; dann könnte aus den beiden feindlichen Nationen später einmal sogar ein glückliches Paar werden.“

Der Geruch des Weltkrieges.

Von Egon Cloß (Kritik).

Autorisierte Uebersetzung von Julia Koppel.
(Nachdruck verboten.)

Es ist jetzt Morgen, als ich zum Bahnhof in Calais gehe, um nach Dünkirchen zu fahren. Die nächtlichen Wachtposten sind noch nicht zurückgekehrt: auf Plätzen, an Brücken und in engen Straßen unterweide ich Soldaten; die Gewehre ruhen in ihren verärrteten Armen, das kleine rote Morgenband verleiht der Stadt ihren Anstrich; sie werden zu unbestimmten Stunden, und das einzige, was ich deutlich erkenne, ist der Stahlhalm, der von ihnen Gewehre auflöst, und das müde Spägen in ihren bleichen Gesichtern.

Die frühe Stunde ist ohne Licht. Kein Wollenspiel und kein Spiegelbild im Wasser des Hafens. Je mehr aber der Morgen sich freisetzt, desto mehr treten die hohen schalen Baumtronen und die grauen Häuserreihen mit ihren verlassenen Fenstern aus der Dunkelheit hervor. Die Nacht verweht, die Dunkelheit umwirbelt die Kirchtürme und verflucht im Welken. Klappernde Füße von Arbeitern, die zu ihren Fabriken eilen, klingen in dem stillen Morgen wie rinnendes, aufleuchtendes Wasser.

Durch das trübe Wasser des Bassins gleiten langsam einige große U-Boote. Sie sind von einer mächtigen Wacht umgeben, die Wasserstrom nach ihrem Standort herauf, sie ind schmutzigen sie zum Vorkommen. Von allen Schiffen wird die letzte Maschine am lebendigsten. Sie hat eine Form wie ein mächtiger und glühender Riesenschiff. Wenn das Boot sich auf der Oberfläche des Wassers bewegt und die Luft seine Stahlhaut getrocknet hat, bekommen seine Kanonen etwas Kurgarniges und Beschwärztes, und indem Menschen auf ihm herumkriechen, macht es einen besiegten und hilflosen Eindruck, wie ein harpuniertes Wal-fisch, ein Wrat, mit dem Kiel nach oben. Sobald aber die Menschen in sein Inneres hineintrieden und es mit ihrer Seele füllen, wird es behende und geländig.

Als ich zum Bahnhof kam und den Zug nach Dünkirchen bestieg, wurde ich zum erstenmal von einem Gefühl ergriffen, das verflucht mit erst später am Tage klar werden sollte. In der zeitigen Morgenstunde hätte ich es nur wie eine Erinnerung, wie ein Gefühl des Ausserordentlichen, von dem man bisweilen an ganz fremden Orten ergriffen werden kann. Ich blüde mich in dem leeren Abteil um. Bieleicht hatte es etwas Besonderes an sich, das mich an früheres Geschehen erinnerte. Aber ich konnte nicht finden. Wie ich so am Fenster saß, hatte ich eine mystische Empfindung, als ob ich in einem Abteil wäre, das geheimnisvolle Reisen ebenso eben erst verlassen hätten, als ob eine Erinnerung an das Wesen der Dabingezogenen noch zwischen den gepolsterten Wänden schwebte und in dem eindringlichen Tageslicht verirrte. Ich starrte ratlos aus dem Fenster. Nichts anderes zu sehen, als die unendlich vielen Eisenbahnhäuser und die Geister der Wagnisse zwischen den feuchten Schienen-gleisen, diese unendlichen Geister, die ein nachdenkliches und unermeßliches Schweigen auszubringen schienen.

Die Menschen füllten mich das Abteil, französische Soldaten — unter Zug mit einer Wirtin, die den Kopf bedeckt worden, die nach Hien, die eine der zahllosen Ver-schiebungen, die oftmals am Tage längs der langen Fahrt vor sich gehen. In meinem Abteil sitzen zwei Mann. Der Korporal spricht mit dem Zugführer. Wir jenen nach F r a n c e s, sagt er, an die Front — die Soldaten legen ihre Arme ruhend um die Gewehre und senken die Köpfe. Sie verbreiten einen starken Geruch im Abteil. Der Lehm liegt in ihnen, getrockneten Schichten auf ihren Hosen und Stiefeln, so daß ihre Beine wie Pfähle aussehen, die aus einem Sumpf gezogen und an der Luft getrocknet worden sind. Ihre weiten Mäntel, die ihre Gestalten unförmig groß machen, sind fleißig von eingetrocknetem Schmutz und Feuchtigkeit. Ihr Haar ist fleißig von altem Schweiß und fällt ihnen unordentlich in die Stirn, wie bei Knaben im Lauf. Die Geister sind staubig mit horstigen Augenbrauen, die Augen rot vor Müdigkeit. Sie kommen aus den Aufzügen. Der Geruch, der von ihnen riechen ausströmt, erinnert mich an die betäubende Luft, die die Erde im Herbst atmet. Von dem Dunst der Erde durchdrückt, sind sie im Begriff, wieder in die Erde zu versinken; ihre Hände, die in die Erde greifen, sind thorig, wie Wurzeln. Während alle ihre menschlichen Gefühle und Stimmungen sich zu einer unendlichen Hingabe vereinfachen, lassen sie sich von der vaterländischen Erde umschließen. Die Idee der Verteidigung kann durch nichts Schöneres ausgedrückt werden. Viele sollen für immer dort bleiben, aufgelöst von den ewigen Kräften der Erde. Die aber, die zu ihren Wohnungen zurückkehren, werden in nachdenklicher Sehnsucht ihrer Kameraden gedenken, wenn die Kräfte des Feldes wieder über den Gräben reifen und der Atemzug der Erde durch die Wälder laut. Vaterland — Vaterland — Hundert-tausende von Söhnen sind bereits in der verlusten. — Ich gebe dem Kläglichsten meine Applikation. Er umschließt sie mit seiner schmerzlichen Hand und läßt, wie weich und schlaff sie ist, aber er ist zu müde, um sie zu öffnen. Er nickt ein. Sein Gesicht ist wie ausgelöst vor Müdigkeit. „Merci!“ Dann schlief er.

Mit einem Haß vom Gouverneur in Calais bin ich durch die Bahnhofsperre von Dünkirchen gekommen, durch die unendlichen Scharen von Bauernfrauen mit Körben, rote Kreuzschwestern, Priestern und Sandelsleuten, die sich vor den Bajonetten der Wachtposten drängen. Ich bin ganz bis zum Mittelpunkt der Stadt, dem Place Jean Baris, gelangt, dort aber werde ich von einem großen Truppentransport aufgehalten, der vom Süden kommt, über den Platz schwenkt und nach Osten zieht. Ich kann in vier Straßen hineinschauen, die alle von marschierenden französischen Soldaten voll sind. Der Vormittag ist regnerisch und düster; aber es ist, als ob alle diese blauen und roten Farben, die sich in unendlichen Reihen bewegen, alle diese glänzenden Büchsenläufe und blanken Spaten und all die glühenden Augen ein geheimnisvolles Licht ausstrahlen, das in den klirrenden Fensterhaken glüht. Jetzt macht ein Militärtrupp aus der Tiefe einer Straße auf, die Marcellische brennt durch die Luft wie ein Feuer, das sich näher und einen Widerstand in alle Augen wirt. — Was aber ist es, was ich plötzlich durch all diesen Lichter — Lärm spüre? Ja, da ist es wieder, dieses Gefühl, das mich im Eisenbahnhagen in Verzerrung brachte, es ist, als ob etwas Niederdrückendes und Betäubendes durch die Luft zu mir kommt, wie der Geruch von Blumen, die in einer Kapelle verfaulen.

Indem ich durch die Stadt streife, höre ich eine ferne Kanonade. In Calais konnte ich die Kanonen auch hören, aber nur wie ein unendlich ferne Brummen. Jetzt höre ich sie deutlicher. Die Detonationen kommen stoßweise

über eine große Weite, es ist, als ob etwas dort hinten im Osten tief unterm Horizont drängt und vorwärts will, brüht und klopft.

Vor dem Rathaus machen einige Ambulanzen halt. Um einen richtigen Eindruck von einem verwundeten zu bekommen, muß man die Unglücklichen sehen, bevor sie in die weichen Betten der Hospitäler gelangen. In den großen Ambulanzautos liegen meistens vier zusammen wie in Schubläden. Gerade jetzt wird einer herausgezogen. Er liegt auf der Seite etwas zusammengekrümmt, die Hände um die Stirn der Bahre getummelt. Sein Haar ist feucht wie nach einem Bade, auf seiner wulstigen Stirn aber ist Erde und Schmutz zu Staub getrocknet. Wie seine Beine in den harten Stiefeln groß und maßlos erscheinen! ... Es rumpelt dumpf über das Steinpflaster, mehr Wagen fahren vor. Die Gardinen der Ambulanzen flattern leicht, obgleich kein Wind ist. Totenstill ist es hier, und diese schredliche Wollenschicht unterm Himmel, die immer tiefer zu sinken scheint und die Luft zusammenpreßt, daß man es wie einen qualenden Druck im Halse spürt.

Hier bei den Ambulanzen aber wird es mit plötzlich klar, was dieses unendliche ist, das mich den ganzen Tag umgibt hat, und das ich am deutlichsten im Eisenbahnhagen und auf dem Wartplatz empfunden habe; dieses Geheimnisvolle, das mich an viele Ragen erinnert hat. Die Karbolesure von den Amulanzen durchströmt meinen Kopf und gibt mir eine klare Vorstellung von dem, was es ist. Es ist der Geruch des Weltkrieges. Ja werde ich nie vergessen. Er ist eine Mischung von au dem, was im Krieg stinkt: verpestete Erde, Wollenschwämme, altes Zeug, ungetragene rote, weinige, Licht, Pulvergeruch und Verbrennung. Er ist süßlich und widerlich und mit jener Ehre von Kalk und Karbol durchsetzt, das er alles durchdringt und sich überall festsetzt. Es wird viele Jahre dauern, bevor die Erde auf ihrer Reise zwischen den Sternbildern der Unendlichkeit diesen Geruch im Weltallraum ausgeatmet hat.

Victor Hugo über deutschen Geist.

Victor Hugos Werk über Shakespeares enthält über Deutschland die folgenden merkwürdigen Sätze: Deutschland ist das Indien des Abendlandes. Ausst hat kaum darin und ist darin einzuatmen und voranden. Karl dem Großen teilt es mit granterre, Shakespeares mit Gagnano. Es hat einen Olymp, die Valpurga. Es warte eine eigene Schrift nicht nur eigenartig, sondern der arabischen. Deutschland ist die Utopia des Abendlandes. In dem Tempel von Lausanne, den vermantlichte, baute es den Kaiser von. Deutschland ist der Organismus unserer transjordanischen Geschichte und die Armut unserer Regionen. Von allen Seiten her, von Norden und von der Donau, von der Nahe und von der Ostsee, durch alle alten Völkerverträge, durch die Völkerverträge, kommen ihm das Wagnis und die Lage zu, diese Traumformen, und gehen in seinen Geist über, wie die Sprachen und die dänische, im Wesen die holländische und die spanische; die deutsche Sprache schreitet über den Kanal und wird die englische. Nach den Völkerverträgen hat der deutsche Geist andere Grenzen als das deutsche Land. Manages Volk, das der deutschen Kraft widersteht, unterwirft sich dem deutschen Geist. Was es nicht unterwirft, nimmt es in sich auf. Die deutsche Natur verflüchtigt sich gleichsam und löset über den Nationen. Der deutsche Geist ist wie eine unermeßliche Weltweite, durch welche Sterne glänzen, aber hohle Ausdruck Deutschlands aber kann wieder nur durch die Kunst gegeben werden. Die Kunst eben wegen ihres Wagnisses an Weltweite — in diesem Falle ein Wortzug — reist so weit, als der deutsche Geist reist. Wenn der deutsche Geist so viel Dichtigkeit als Ausdehnung hätte, d. h. so viel Wille als Fähigkeit könnte er in einem gegebenen Augenblick das Menschengehört erheben und errichten. Jeoenfalls ist er, so wie er ist, groß und erhaben. In der Poesie hat er sein letztes Wort noch nicht gesprochen; der große, der eigentliche und definitive Dichter Deutschlands wird notwendig ein Dichter der Humanität, des Euhymismus und der Freiheit sein. Die Kunst ist, man ge. atie dies Wort, der Duft der Kunst. Sie verhält sich zu der Poesie wie das Träumen zum Denken, wie der Ocean der Wollen zum Ocean der Wogen. Die Kunst ist das Wort Deutschlands. Das deutsche Volk, so gedrückt als Volk, so frei als Denker, singt mit leidenschaftlicher Liebe. Singen ist ein gewisses Schreimachen.“ Was man nicht aussprechen und doch nicht verschweigen kann, das drückt die Kunst aus. So ist denn auch ganz Deutschland mit ihm als greiflich sein wird. Der Choral Luthers ist gewissermaßen eine Wirtin. In der Welt gibt es Gejang-französischen, Niederländischen, Gelfangereine. Die Wirtin — Schuberts Erlösung ist die größte darunter — ist ein Teil des deutschen Lebens. Der Gejang ist für Deutschland ein Atem. Da nun die Note die Silbe einer Art Universal-sprache ist, so setzt sich Deutschland mit der Welt und dem Menschengehört durch die Harmonie in Verbindung, und das ist ein bewundernswürdiger Anfang der Einheit und Einigung. Aus dem Meere steigen die Wollen, welche im Regen die Erde befruchten, aus Deutschland kommt die Kunst, welche die Erde bewegt. So kann man sagen: die größten Dichter Deutschlands sind jene Komponisten, jene Wunderfamilie, an deren Spitze Beethoven steht.

Kriegs-Allerlei.

Das Martyrium von Reims.

Die Entscheidung der französischen Voreseitung, Reims zu verteidigen und den Schreden des Krieges preiszugeben, dürfte die Vernichtung der alten Krönungshalle zur Folge haben, das unersetzlich mit aller Energie gegen diesen wichtigen militärischen Stützpunkt vorgegangen werden muß. Daß die Franzosen überlassen sind, die Deutschen von den die Stadt beherrschenden Kanonen zu verdrängen, zeigt wohl besser als alle hochtönenden Kanonenberichte die Ohnmacht der französischen Defensiv. Die Weiden der Bevölkerung, für die die Verantwortung auf die Gegner fällt, werden von dem Kriegsberichterstatter der „Daily News“ anschaulich geschildert. Wir entnehmen dem Bericht folgendes: „Hunderte von Flüchtlingen aus Reims“, so heißt es da, „drängen sich vor dem Gebäude, in dem eine rasch zusammengewürfelte Versammlung ihrer Stadtgenossen er-

folgen sollte. In dieser sollen die zuletzt Angekommenen über die neuesten Opfer der Beschießung und die letzten Verbesserungen berichten.

Von 110 000 Einwohnern haben mindestens 95 000 in verschiedenen Teilen Frankreichs Zuflucht gefunden. In Paris allein befinden sich 15 000 Flüchtlinge aus Reims. Ungefähr der dritte Teil davon war bei der Versammlung am Boulevard du Temple anwesend. Ihr eigenes Blatt „Reims à Paris“ fand reichlichen Abzug. Es enthielt folgende Nachrichten. Die letzte heftige Beschießung am Donnerstag hatte neun Bürgern das Leben gekostet und zahlreiche Verwundungen zur Folge gehabt. In der Versammlung selbst wurde eine weitere Liste von zwanzig Opfern beantragt. Am 16. und 17. Februar kamen alle vier Bezirke der Stadt in den Feuerbereich der deutschen Geschütze. Bis zum 20. wurde die Beschießung mit wechselnder Heftigkeit fortgesetzt. In der fünftägigen Nacht vom 22. zum 23. Februar gingen 1500 Geschosse über die unglückliche Stadt hinweg und verursachten an elf Stellen größere Brände. In dieser Nacht wurden die zwanzig Bürger getötet, deren Liste in der Versammlung herumging. Ganze Stadtviertel, die bisher verschont geblieben waren, kamen diesmal in den Bereich der Kanonen.“

Der Bericht aus Reims läßt sich nicht gut mit der praktischen Behauptung der Gegner vereinigen, daß Deutschland einer belagerten Stellung glücke.

Feindliche Verluste im Februar.

Während im Januar trotz der großen Erfolge bei Craonne und Soissons nur 12 000 Franzosen und 6000 Russen gefangen wurden — daneben aber eine Beute von 56 Geschützen und 82 Maschinengewehren —, wurden nach den amtlichen deutschen Berichten, wie die „Kön. Volkstz.“ zusammengerechnet hat, im Februar gefangen genommen: 1. Franzosen: 60 Offiziere, rund 5000 Mannschaften. 2. Russen: 11 Generale, mehrere hundert Offiziere und rund 135 000 Mannschaften. 3. Engländer: 8 Offiziere, 350 Mannschaften, insgesamt rund 140 000 Offiziere und Mannschaften.

Unfallig ist die geringe Zahl der Engländer; aber seit ihren entsetzlichen Verlusten Ende Dezember haben sie feinerliche Angriffe mehr gemagt! Nicht minder erfreulich ist die ungeheure Menge an Kriegsgerät aller Art:

1. Franzosen: 15 Geschütze, 27 Minenwerfer und Maschinengewehre. 2. Russen: rund 350 Geschütze und Maschinengewehre, deren Zahl nicht annähernd angegeben ist, aber nach dem Vorlaufe der deutschen Tagesberichte auf nicht unter 400 Stück zu schätzen ist.

Auch wollen wir nicht vergessen, welche Erfolge der Unterjochungsrieg seit dem 18. Februar schon erzielt hat! Am 1. Februar ist noch nichts mitgeteilt, aber selbst unsere Feinde haben schon rund 25 Schiffverluste zugestanden. Auch die Oesterreicher haben in der Aufschwung und in Ostgalizien im Februar rund 50 000 Russen gefangen genommen und viel Kriegsgerät, das zahlenmäßig nicht genau angegeben ist, erbeutet.

Das vereinte Archangel.

Die Hoffnung der Russen und Engländer, daß Archangelst das Weiße Meer infolge des ungenügendigen milden Wetters früher als sonst für die Schifffahrt in diesem Jahre offen sein werde, erweist sich als trügerisch. In Nordrussland ist auf neue scharfe Kälte eingetreten. In Archangelst herrschen 20 Grad unter Null.

Preis-Rätsel.

Worträtsel.

Ich prang im Rahmen an der Wand,
Zusammen halt ich Stoff und Band.
Ich mich der Wein, so trink ich nicht,
Im Kartenspiel verdammt mich nicht,
Schick zu mich nicht mit treuem Sinn,
Und läßt mich wohl gar andre brin,
So spricht zu mich im Herze
Mit Weh und Schmerzen.

Auflösung des Zahlenrätsels aus Nr. 10:

1	2	3	4	5	6	7	8
10	11	12	13	14	15	16	

Wer nicht mehr liest und nicht mehr irrt, der laßt sich begreifen.

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein:

Aus Halle: L. Meusel, Friedr. Schaaf, S. und M. Gehr, Cotte Madrenholz, Erik und Kurt Linke, L. Kadetz, Nina Sebestreit, Karl Holzhausen, Karl Conrath, Gustav Grundie, Hans Kötlich, E. und Olga Schade, Gertrud Voigt, Mara. Prigac, Minna Kieker, E. Barth, Unteroffizier Schulz, Friedel Hofmann, Charlotte Hummel, E. Wilsing, Hans Götliche, Dr. Franz, Greta Rebe, W. Jobertier, Erna Benjamin, Eva Kießlich, Frau E. Woeste, M. Böhm, Rudolf Kötlich, Paul Müller, Helene Süber, Otto Hagege, Anna Berber, A. Engelhart, Werner Krifen, Nina Gaud, K. Müller, A. Diebner, S. Klaus, Fr. M. Brauer, Frau M. Wier, A. Meißner, Fr. Gaudis, G. Krehmann, Werner Guff, Ida Ehrhardt, Horst Schmidt, Dore Stahl, M. Cramer, S. und E. Schumann, S. Schröter, Martha Weiband, Charl. John, Herbert Schnerdt, Werner Döhl, Erich Böge, Käthe Breiter, Richard Schmidt, Gertr. Schumann, Emil Rütger, Frau Alice Keller, Anna Baerfader, A. Voigt, Charl. Witten, Irene Kiese, Wilh. Richter, P. Schlicht, Cotte und Gerhardt Bommel, Lerdon Rindler, Wiese Graupner, E. Leppin, S. Troisch, Gerd. Madenrotz.

Auswärtige: Oskar Stegmann Salungen, Paul Goeßlich-Gros-Friedrichstador, L. Köther-Ebingen, Emma Thiele-Landenberg, Walter Sühne-Dresden-Alfshald, Anna Kersten-Dresden, Gertrud-Hannover, Fr. Knoch-Staßfurt, P. Weiffers-Pölsdorf, P. Wiedtner-Kassel, Frau M. Sande-Merzbach, Ch. Schlie-Tennstedt, J. Hollener-Landsberg, Ernst Heitke-Naumburg, S. Hofe-Langenfals, Otto Dauten-Staßfurt, Karl Brandt-Magdeburg, Albert Koch-Rubow, P. Krause-Felgeleben, D. Sänzel-Merzbach, G. Rübner-Teichen, E. Ungeforsen-Büßdorf.

Preise erhielten: L. Meusel hier, und zwar „Bachstein Märchen“ und Oskar Stegmann-Salungen, und zwar „Gold“ von Friedrich-Schickler.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittags in unserer Hauptgeschäftsstelle abgeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein.